

Prof. Dr. Michael Salewski, Kiel

## **Praevenire quam praeveniri: Historisches zur Idee des Präventivkrieges**

Vortrag an der Herbsttagung der Hessischen Genossenschaft des Johanniterordens,  
am 18. Oktober 2003 in Nieder-Weisel.

1. Am 3. Juli 1761 schrieb Friedrich der Große an den britischen Premierminister Pitt: "Wenn ich den Anschlägen der Königin von Ungarn und meiner Feinde zuvorgekommen bin, so geschah es darum, weil ich von ihren Plänen unterrichtet war, weil ich beglaubigte Schriftstücke über dieselben in der Hand hatte, und um den bekannten Grundsatz zu befolgen: praevenire quam praeveniri. Ohne Zweifel wird jedermann, wen er nur ein wenig vernünftig ist, seinen Feinden nicht Zeit lassen, ruhig alle Vorbereitungen zu treffen, um ihn zu vernichten, und wird seinen Vorsprung benutzen, um sich in den Vorteil zu setzen." Schon in seinem Antimachiavell hatte man lesen können: "C'est une maxime certaine, qu'il vaut mieux prévenir que d'être prevenu." (Es ist eine feststehende Lebensregel, daß es besser ist, anderen zuvorzukommen, als überrascht zu werden.)

Was für den preußischen König "ohne Zweifel" war, ist uns höchst zweifelhaft geworden. Mit der allgemeinen Verdammung des Krieges, die seit dem Abschluß des sogenannten Kriegsächtungspaktes im Jahr 1928 von nahezu allen zivilisierten Staaten verbindlich anerkannt wurde, kommt es niemandem mehr in den Sinn, den Krieg als solchen gutzuheißen. Es gibt, um das gleich abzumachen, keine guten Kriege. Ob es gerechtfertigte Kriege, das berühmte bellum iustum, gibt - nur darum dreht sich seit zweitausend Jahren ein immerwährender Diskurs, und es gibt nahezu keinen Staat, keine Staatengemeinschaft die sich mit diesem Problem nicht herumgeschlagen hätten - ich nehme an, die Johanniter machen keine Ausnahme, ja die militia Christi galt vielen als die Perversion schlechthin, und man weiß, welche intellektuellen Klimmzüge Bernard von Clairveaux vollführen mußte, um die Schwerter in der Hand geistlichen Ordensritter vor den Augen der Friedlichen und Frommen der Zeit zu rechtfertigen. Aber darum soll es hier nicht gehen, denn das hieß das Komturkreuz nach Nieder-Weisel tragen.

Bevor man sich mit dem Phänomen des Präventivkrieges beschäftigt, müssen ein paar unerschütterliche Tatsachen festgehalten werden:



sittlich zu rechtfertigen, keiner hätte je zugegeben, daß er einen Krieg mutwillig, grundlos, aus rein niedrigen Motiven vom Zaun brach. Ein weiteres kam hinzu: der Sieger wurde nie nach dem Recht gefragt, das *vae* galt tatsächlich immer nur den *victis*, den Besiegten und der Sieger setzte das Recht. So ließen sich die abscheulichsten Verbrechen rechtfertigen - Katyn beispielsweise, aber ich denke auch an "Lederstrumpf" und die Indianer Nordamerikas, an die Aborigines in Australien, an die Herero im wasserlosen Sandfeld der Omaheke - auch hier: eine schier unendliche blutriefende Kette.

Der Begriff Präventivkrieg, so findet man es in der Brockhaus - Enzyklopädie, war ein Begriff aus der Diplomatsensprache des 18. Jahrhunderts. Friedrich hatte ihn präzise definiert, und in der Zeit der Kabinettskriege galt der Präventivkrieg als erlaubt. Man erkennt dies daran, daß weder 1745 noch 1763, also in den beiden Friedensschlüssen nach dem 2. bzw. 3. Schlesischen Krieg, Friedrich deswegen ein Vorwurf gemacht wurde. Vielmehr griff das Prinzip der Oblivion: alle Kriegsursachen und alle kriegerischen Ereignisse galten als "vergessen". Man schuf eine *tabula rasa*, auf der das Gebäude der diplomatischen Beziehungen gleichsam neu und unbelastet durch Vorwürfe aus der Vergangenheit, errichtet werden konnte.

Die Idee des Präventivkrieges war nicht zuletzt das Resultat der zeitgenössischen Kriegführung. Nach den monströsen Ereignissen des Dreißigjährigen Kriegs kamen die Staaten stillschweigend überein, es in Zukunft nicht mehr zu so mörderischen, geradezu genozidalen Kriegen kommen zu lassen. Es begann die Zeit der sogenannten "Kabinettskriege". Hinter ihnen stand die Vorstellung, daß nur "im Kabinett" des Herrschers wohlervogene, fein abgezielte Kampagnen nach dem Prinzip der Kosten - Nutzen - Analyse das Zukunftsbild des Krieges bestimmen mußten. Es sollte nicht mehr um Alles oder Nichts, um die Existenz ganzer Staaten gehen, sondern allen, die in Europa gegeneinander Krieg führten, und das war ja der Normalzustand unter den Völkern, wie es Kant 1795 in seiner Schrift "Vom ewigen Frieden" ganz richtig feststellte, wurde ein prinzipielles Lebensrecht zugestanden - wenigstens theoretisch, es gab üble Ausreißer, man denke an Sachsen oder Polen, zwei altherwürdige Staaten, denen ihr Lebensrecht bestritten wurde. Polen hat es dann mit den drei polnischen Teilungen tatsächlich verloren, der Anfang der polnischen Hymne: "Noch ist Polen nicht verloren" spiegelt noch etwas von dem Entsetzen ob dieses Völkerrechtsbruchs.

Den Fürsten und Feldherren war klar, daß jedem Krieg ein Frieden folgte, man sich also wieder zusammensetzen mußte. Es wäre in den Augen der aufgeklärten Gesellschaft also ganz töricht gewesen, einen Krieg à outrance zu führen. Typisch dafür ist eine Episode aus dem Siebenjährigen Krieg: Ein französischer Soldat erkannte während der Schlacht die Person des preußischen Königs und hätte ihn ohne weiteres erschießen können. Vorsichtshalber fragte er bei seinem General um Erlaubnis, der aber war entsetzt und erklärte, er verehere Friedrich viel zu sehr, als daß er ihm nach dem Leben trachten wollte.

Seit dem Frieden von Utrecht, 1709, galt darüber hinaus das von England propagierte Prinzip der "Balance of power". Es besagte, daß die rivalisierenden Staaten auf dem Kontinent sich immer ungefähr die machtpolitische Waage halten mußten. England aber behielt sich vor, jeweils die Seite zu unterstützen, die zu unterliegen drohte. Das war vernünftig.

Ein drittes Moment kam hinzu: Da der miles perpetuus, also das stehende Heer, außerordentlich kostspielig war, hüteten sich alle Fürsten, es leichtsinnig aufs Spiel zu setzen. Anstatt sich gegenseitig abzuschlachten, war es besser, sich gegenseitig auszumanövrieren - sehr häufig wurde der Vergleich mit dem Schachspiel gebraucht, man findet ihn auch bei Friedrich dem Großen. Es war viel eleganter, den Gegner in eine Matt - Stellung zu manövrieren, als ihn totzuschlagen. Eine Anekdote berichtet, die gegnerischen Feldherren hätten sich nach der Schlacht in einem schönen Schloß zum Soupé getroffen. Der siegreiche entschuldigte sich beim unterlegenen, daß er seinen Sieg nicht zuletzt infolge einer Regelverletzung errungen habe, was den Geschlagenen tröstete. Es gehörte sich nicht, falsch zu spielen. Daß all dies nicht nur fürstliche Ideale waren, zeigte die Besetzung Berlins während des Siebenjährigen Krieges durch Russen und Österreicher: Einiges ging zu Bruch, vor allem in Charlottenburg, aber die Residenzstädte wurden nicht geplündert, ihre Einwohner nicht über Gebühr drangsaliert, und nach einiger Zeit zog man wieder ab und die Berliner und Potsdamer konnten aufräumen. Die Gäste hatten etwas gelärmt und ein bißchen Porzellan zerschlagen, aber das war es dann auch.

Das praevenire gehörte, wie nun schon deutlich wird, zu diesen besagten Spielregeln. Wenn die gegnerischen Armeen mobilisierten und aufmarschierten, konnte es vorkommen, daß die strategischen und operativen Gegebenheiten, etwa gelände- oder jahreszeitlich bedingt, dem einen ungebührliche Vorteile verschaffen würden. Also kam es darauf an, ihm diese Vorteile vorsorglich zu verwehren, also kam man nicht umhin, früher als eigentlich

geplant loszuschlagen, am besten dann, wenn der Gegner seine Vorbereitungen noch nicht abgeschlossen hatte. So verhielt sich Friedrich bei Beginn des 2. Schlesischen Krieges. Das war ein lupenreiner Präventivkrieg.

Seit mehr als zweihundert Jahren streiten sich die Gelehrten darum, ob das auch für den Siebenjährigen Krieg zutrifft. Daß Friedrich selbst es so sah, wissen wir schon, aber allein der Umstand, daß er das seinem Verbündeten Pitt erklären mußte weist schon darauf hin, daß Zweifel angebracht waren.

Sie bezogen sich auf zwei Umstände: Zum einen schloß Friedrich die Konvention von Westminster mit England vor dem ersten Versailler Vertrag zwischen Frankreich und Österreich ab, und es gibt viele Indizien dafür, daß erst diese Initiative des preußischen Königs die diplomatische Revolution ins Rollen gebracht hat. Zum anderen äußerte sich der König in seiner Umgebung völlig ungeschützt und frei darüber, daß er seine Chance wahren wolle, ein schönes Stück Sachsens zu erwerben, und als sein Außenminister Podewils ihm das ausreden wollte, verspottete der König ihn als "Monsieur de la politique timide". Erst im Nachhinein verfügte Friedrich über stichhaltige Argumente für sein Prävenire, nämlich als klar wurde, daß Maria Theresia wirklich willens war, Preußen auf den Stand des Kurfürstentums Brandenburg zu reduzieren und Ostpreußen den Polen, nach Sachlage also den Russen, zuzuschancen. Da ging es in Friedrichs Augen um alles oder nichts, und jedes Praevenire schien ihm gerechtfertigt. Allerdings - um die Medaille nun noch einmal umzudrehen - verfiel er auch nicht einen Augenblick auf den an sich naheliegenden Gedanken, seine schlesische Beute fahren zu lassen, um sein Unrecht von 1740 wieder gutzumachen. In diesem Fall, so darf man vermuten, wäre Österreich zufrieden gewesen, der Friede wäre wiederhergestellt worden. Daß die freiwillige Rückgabe geraubten Landes aber sehr schwierig ist, wissen wir aus vielen anderen Beispielen - ich denke an Elsaß und Lothringen nach 1871 oder auch an die seit dem Sechstagekrieg durch Israel besetzten palästinensischen Territorien.

Trotz aller dieser Bedenken gilt der Beginn des Siebenjährigen Krieges als klassisches Beispiel eines Präventivkrieges, und mustert man die nachfolgenden Kriege, fällt es schwer etwas Vergleichbares zu finden. Das hängt mit der völlig unterschiedlichen Wahrnehmung von Bedrohungsszenarien durch die Beteiligten eines Konfliktes zusammen, und bevor wir den Streifzug durch die Geschichte des Präventivkrieges fortsetzen, müssen einige theoretische Überlegungen vorangestellt werden.

2. Lassen wir die puren Lust - und Angriffskriege außer acht, so stellt sich die Frage, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit ein Staat einen Krieg beginnt oder in einen Krieg gerät. Kriegsentfesselung ist etwas anderes als Kriegsausbruch; der schweizerische Historiker Walther Hofer hat für den Zweiten Weltkrieg den Begriff der Entfesselung gewählt, die allermeisten Historiker sprechen demgegenüber vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Der Krieg kann entfesselt werden, wenn die Alternative dazu als unerträglich erscheint. Dann haben wir es mit einem klassischen Präventivkrieg zu tun. Die entscheidende Frage aber lautet: was wird als unerträglich angesehen - als so unerträglich, daß die ultima ratio regum greifen muß, der Krieg. Es liegt auf der Hand, daß es hier kein starres Schema geben kann. Die Drohung mit der Staats - oder Volksvernichtung im Falle des nicht präventiven Handelns steht an oberster Stelle. Der Warschauer Aufstand von 1944 war so gesehen ein durch und durch gerechtfertigter Präventivkrieg en miniature; makabrerweise haben das damals sogar die deutschen Offiziere vor Ort anerkannt.

Die bloße Behauptung der errungenen Stellung in der Welt steht an letzter Stelle auf der Skala des Unerträglichen. Jede Bedrohung, die daraus abgeleitet wird, daß bestimmte Ziele des staatlichen Handelns, die über den augenblicklichen status quo hinausgehen, anders nicht erreicht werden können als durch Krieg, sprengt den Begriff des Präventivkrieges. Ein Revisionskrieg ist deswegen kein Präventivkrieg. Das bekannteste Beispiel ist Deutschland nach 1919: Mit dem Abschluß des Versailler Vertrages, der Reichsgesetz war, entfiel jeder Kriegsgrund im Sinne des praevenire - Prinzips. Daß die Kriegspropaganda das anders sah und behauptete, ändert daran nichts.

Die Völkerrechtler sind übereingekommen, nur einen Verteidigungskrieg als legitim zu erachten, und dies auch nur dann, wenn an dessen Ende die Behauptung des status quo ante steht, nicht aber eine Vergrößerung des Territoriums oder der Macht, in welcher Konnotation auch immer. Deswegen gilt der Sechstagekrieg in den Augen vieler nicht als legitimer Krieg. Er könnte im Nachhinein zu einem solchen werden, wenn sich Israel aller Vorteile, die es durch diesen Krieg gewonnen hat, wieder begäbe. Ich erinnere mich lebhafter und ernster Diskussion bei der 1. Panzerdivision, in denen es um die Frage ging, ob im Falle einer erfolgreichen Vorwärtsverteidigung die gewonnen ostdeutschen Gebiete der Bundesrepublik inkorporiert werden dürften. Durch die Implementierung der sogenannten

"Vorneverteidigung" wurde dieses Problem dann wegeskamotiert, was vielen jungen Generalstabsoffizieren durchaus Kummer bereitete.

Das durchgreifendste Argument für einen Präventivkrieg basiert auf dem Konstrukt von der bedrohten eigenen Sicherheit. Sicherheitspolitik kann deswegen am Ende einer Skala von Handlungsoptionen durchaus einen Präventivkrieg mit einschließen. Dies ist das uns allen heute bekannte Argumentationsmuster der Bush - Administration, mit der sie den Irakkrieg gerechtfertigt hat und weiter rechtfertigt.

Eine solche Definition hilft aber nicht weiter, es sei denn, man könnte den Begriff "Sicherheit" klar definieren. Daß dies unmöglich ist, sei an einem absurden Beispiel verdeutlicht: Die Sicherheitspolitik Andorras dürfte völlig anders zu definieren sein als die Spaniens, die Spaniens anders als die der USA. Der Begriff Sicherheitspolitik ist niemals absolut, sondern immer rückbezüglich der jeweils eigenen, also individuellen Vorstellungen von möglichen Bedrohungsperzeptionen. Die Sicherheit Andorras kann beispielsweise in Afghanistan nicht berührt sein; die USA behaupten, ihre Sicherheit werde dort in der Tat berührt. Da nun aber Andorra sich unter dem sicherheitspolitischen Schirm auch Spaniens fühlen kann, hat es keine Handhabe, die spanische Sicherheitsdoktrin in Frage zu stellen - es muß sich ihr nolens volens beugen, will Andorra nicht riskieren, des Schutzes und Schirms Spaniens verlustig zu gehen. Und wenn das Spanien Aznars das Sicherheitsszenario in einem Bündnis mit den USA darstellt, ist auch Andorra dadurch betroffen - ob es das nun will oder nicht.

Sicherheit ist also eine bloße Frage der Definition und der Selbstwahrnehmung, eine allgemein gültige Sicherheitspolitik gibt es nicht. Selbstverständlich können einige oder auch viele Staaten eine gemeinsame Sicherheitspolitik entwickeln - zur Zeit ist ja sehr viel die Rede von der "Gemeinsamen Sicherheits- und Außenpolitik" ( GASP) der Europäischen Union - aber solange es keine Weltregierung gibt, wird die dadurch generierte Sicherheitspolitik weiter eine relative bleiben.

Im Kalten Krieg basierte die Sicherheitspolitik der NATO auf Bedrohungsszenarien, die in mühseliger Kleinarbeit erstellt, fortgeschrieben und verfeinert wurden. Höhepunkt dürfte die sogenannte Nachrüstungsdebatte 1982/83 auf Grund des Harmelberichtes von 1979 gewesen sein: Hier standen jene, die darin ein legitimes Erfordernis zur Wiederherstellung der bedrohten eigenen Sicherheit sahen, denen gegenüber, die behaupteten, dadurch könnte die sowjetische Gegenseite geradezu zum Prävenire provoziert werden.

Der Begriff "Kriegsentfesselung" ist also weniger pejorativ, als dies allgemein auf Grund des Hoferschen Beispiels angenommen wird. Es sind durchaus Fälle denkbar, in denen ein Staat oder ein Staatenkollektiv sich gezwungen sehen, einen Krieg "zu entfesseln" und nicht darauf zu warten, bis er "ausbricht". Sowohl der Bosnienkrieg wie der Afghanistankrieg wurden "entfesselt" und "brachen" nicht "aus", und die Weltöffentlichkeit ist mit überwältigender Mehrheit der Meinung, daß es sich hier um gerechtfertigte Kriege gehandelt hat.

Der Begriff "Kriegsausbruch" hat mit dem des Präventivkrieges naturgemäß nichts zu tun. Nicht von Ungefähr erinnert das Wort an einen Vulkanausbruch. Dieser erfolgt spontan und/oder unvermeidlich, nachdem sich im Inneren des Vulkans derart große Energien zusammengeballt haben, daß eine Explosion naturnotwendig erfolgen muß. Das Wort Kriegsausbruch suggeriert einen Mechanismus, der die Frage nach der Schuld am Kriegsausbruch relativiert, ja verschwinden läßt - wer war Schuld am Untergang Pompejis? Tatsächlich gibt es unzählige Beispiele für Kriegsausbrüche, denen diejenigen, die die Kriege zu führen hatten, ihnen völlig hilflos gegenüber standen oder besser: gegenüber zu stehen meinten, natürlich denke ich an den Ersten Weltkrieg, und damit kehren wir zu unserer historischen Betrachtung zurück.

3. Das friderizianische Praevenire quam praeveniri stand seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges wie ein Menetekel über den Gedankengebäuden der militärischen Generalstäbe, vor allem in Deutschland. Aber auch Frankreich war von der Idee des Präventivkrieges fasziniert; während der Großen Französischen Revolution gab es im Konvent lange Debatten um die Legitimität eines Präventivkrieges, wenn anders die Errungenschaften der Revolution nicht zu verteidigen seien. Das griff Napoleon auf und behauptete, seine Kriege seien reine Verteidigungs - und Präventivkriege, was ihm die Historiker zum Teil abgenommen haben. Pierre Gaxotte, einer der berühmtesten Biographen Napoleons, beispielsweise behauptete, der Rußlandfeldzug des Korsen sei ein reiner Präventivkrieg gewesen, ausgelöst durch die - berechnete - Furcht Napoleons vor der unkalkulierbar ansteigenden Stärke Rußlands. Im Interesse Europas habe es gelegen, dem rechtzeitig einen Riegel vorzuschieben. Das hatte Bonaparte in St. Helena selbst behauptet.

Dieses Argumentationsmuster sollte 130 Jahre später wieder auftauchen, als die Goebbels'sche Propaganda den "Kreuzzug Europas gegen den Bolschewismus" als ein legitimes Prävenire gedeutet wissen wollte. Das fiel teilweise auf fruchtbaren Boden, gab es



doch schon seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Deutschland eine lebhaft Diskussions um die Frage, ob es nicht legitim wäre, rechtzeitig gegen Rußland und Frankreich vorzugehen, weil diese längerfristig den Krieg planten. "Das 'praevenire'", so jüngst Michael Schmidt, ("Bismarck und die Generäle" S.295) "bezog sich nicht auf konkrete Angriffsvorbereitungen des Gegners, sondern auf einen relativen Stand der Rüstungen und die Wahrung der Siegeschancen." Vor allem Graf Waldersee, aber auch der alte Moltke warnten in Cato'scher Manier vor Rußland: Wenn man nicht rechtzeitig dieser Macht militärisch begegne, werde es einen Tages zu spät sein. Wenige Jahre vor Beginn des Ersten Weltkrieges wagte der Große Generalstab sogar eine zeitliche Prognose: Gelänge es nicht, Rußland und Frankreich präventiv zu begegnen, werde dies ab 1917 nicht mehr möglich sein, weil Rußland dann zu stark geworden sein werde. Es war Bismarck, der dem ständigen Drängen des Generalstabes nach einem Präventivkrieg gegen Rußland widerstand - aber nach 1918, als der Erste Weltkrieg vorbei war, wiesen viele Generäle darauf hin, es wäre wohl doch besser gewesen, den unvermeidlichen Krieg schon 1887 zu führen - der Ausgang des Ersten Weltkrieges schien zu beweisen, daß man einen rechtzeitigen, also einen Präventivkrieg, versäumt hatte.

Das entscheidende Stichwort hieß "unvermeidlich". Tatsächlich stand und fiel die Idee des Präventivkrieges mit der Annahme von der Unvermeidlichkeit oder der Vermeidbarkeit von Kriegen schlechthin. Bis in die frühen achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein war die Auffassung verbreitet, daß sich die Geschichte wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft immer in Vorkriegs-, - Kriegs - und Nachkriegszeiten gliedern ließe, der neue Vorkriegs - Kriegs - und Nachkriegszeiten folgen würden - ad infinitum, anders gwendet: Der Krieg galt vielleicht nicht gerade, wie es der alte Moltke formuliert hatte, als "Glieder in Gottes Weltordnung", aber es stand nicht im Belieben eines Staatsmannes oder eines Volkes, den Krieg aus dem Zusammenleben der Völker zu eliminieren. Dieser Kriegsfatalismus aber verlieh der Idee vom Präventivkrieg ihre eigentliche Faszination, denn nun kam es nicht mehr darauf an, einem unmittelbar drohenden Angriff durch ein Prävenire zu begegnen, sondern es erschien gerechtfertigt, auch dann einen Krieg zu führen, wenn anders die Siegesaussichten sich verschlechterten. Nach dem, salopp formuliert, "Wenn schon, denn schon - Prinzip" konnte so nahezu jeder Krieg als Präventivkrieg legitimiert werden. Um so beachtlicher und beeindruckender ist es, daß sich Bismarck während seiner ganzen Amtszeit als Reichskanzler diesem fatalen Mechanismus zu entziehen trachtete und damit auch Erfolg hatte: es gelang ihm, den Generalstab an die Kette zu legen - was seinen Nachfolgern dann nicht mehr

gelingen sollte, genauer gesagt: gelingen konnte, weil sie selbst an die Unvermeidlichkeit des "Weltbrandes", wie sich Graf Waldersee schon 1887 ausgedrückt hatte, glaubten.

Derselbe Bismarck hatte jedoch als preußischer Ministerpräsident und als Kanzler des Norddeutschen Bundes nicht weniger als drei Kriege geführt, von denen keiner den Kriterien eines Präventivkrieges gehorchte - wie paßte das zusammen?

Die Antwort ergibt sich, wenn man nach der Qualität von Kriegen fragt, denn Krieg war und ist nicht gleich Krieg. Man macht es sich zu leicht, beurteilt man alle Kriege nach den gleichen Prinzipien. Was die Kriege von 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich, 1870 gegen Frankreich angeht, waren sie in den Augen Bismarcks begrenzte, kabinettkriegsartige, wohlkalkulierte Aktionen, in denen es um präzise zu umschreibende ebenfalls begrenzte Ziele ging: die Arrondierung Preußens 1864, die Vorherrschaft in Mitteleuropa, 1866, die deutsche Einheit, 1870. Andreas Hillgruber hat sie mit dem Begriff des "duellartigen Blitzkrieges" umschrieben. Sie gehörten also eher in das 18., als in das 20. Jahrhundert.

Interessant ist die Vorgeschichte des deutsch - französischen Krieges von 1870, denn hier zeigte sich ein Moment, das sehr wohl in den Präventivkriegsdiskurs paßte: Es ging um die angeblich verletzte Ehre - sowohl Preußens, wie Frankreichs. Diese wiederherzustellen war der nach außen hin propagierte Kriegsgrund, und deswegen galt der Krieg auf beiden Seiten des Rheins als legitim, denn die Verteidigung und Wiederherstellung der staatlichen Ehre galt seit den Zeiten Friedrichs des Großen als legitimster aller Kriegsgründe. Bevor die staatliche Ehre noch weiter verletzt werden konnte, mußten die Waffen sprechen: exakt so wurde in der französischen Kammer der Entschluß begründet, Preußen den Krieg zu erklären. Da Bismarck diesen Mechanismus genau vorausgesehen hatte, gelang es ihm mit Leichtigkeit, Frankreich zu seinem Präventivkrieg zu provozieren - und er selbst konnte seine Hände in Unschuld waschen.

Dennoch wurde gerade dieser Krieg für ihn zum Schlüssel - und Aha - Erlebnis, denn er mußte erleben, wie der Krieg außer Kontrolle geriet, und zwar nach Sedan. Bisher war es ja so gewesen: die beiden Feldarmeen begegneten sich in einer entscheidenden Schlacht - Düppel, Königgrätz z.B. - danach schloß man Frieden. Jetzt war das anders. Frankreich rief wie schon 1792 zur Levée en masse auf und setzte den Krieg als sogenannten "Volkskrieg" fort. Der Krieg entartete, was Bismarck und Moltke mit blankem Entsetzen erfüllte. Zum zweiten Mal nach dem amerikanischen Bürgerkrieg stand damit das Menetekel eines all - out - Krieges vor der Tür. Daraus hat Bismarck seine Schlüsse gezogen: In Zukunft mußte der

Krieg generell verhindert werden, denn selbst ein gerechtfertigter Präventivkrieg drohte außer Kontrolle zu geraten. Nicht mehr Kriegsvorbereitung, sondern Kriegsverhinderung mußte daher zur obersten Maxime des Staatsmannes werden.

Bismarck aber war ein ziemlich einsamer Rufer in der Wüste, auch wenn Persönlichkeiten wie Alfred Nobel, Bertha von Suttner, Iwan Bloch, und Organisationen wie die Interparlamentarische Union, die Haager Friedenskonferenz in ähnliche Richtung tendierten. Der Glanz Friedrichs des Großen und das süße Gift von vier hintereinander gewonnenen Kriegen - rechnete man den Endsieg über Napoleon mit dazu - ließen die Idee des, wie man es nennen könnte, erweiterten Präventivkrieges verführerisch erscheinen, und auch die Militär - und Kriegswissenschaften taten nichts, um den Menschen klarzumachen, daß der Krieg der Zukunft mit dem der Vergangenheit nichts mehr gemein haben würde. Ganz im Gegenteil: die rasante wissenschaftliche und technische Entwicklung verhieß völlig neue technisierte Kriege, deren wichtigstes Charakteristikum ihre Kürze sein sollte. Das schien plausibel, ließen sich doch mit Hilfe von Eisenbahnen, dann schon Automobilen und Flugzeugen alle militärischen Bewegungen beschleunigen, und zur See brauchte man nun auch nicht mehr auf günstige Winde zu warten, sondern Dampf - und Turbinenschiffe erlaubten die freie Wahl jeden Schlachtortes auf den Ozeanen dieser Welt - man denke an das unglückselige russische Schlachtgeschwader Rozhdestvenskys, das von der Ostsee in die Gelbe See dampfte, um vor Tsushima 1905 vernichtet zu werden.

Schon oft ist die Frage gestellt worden, ob es nicht auch die Technik war, die den Menschen um die vorvergangene Jahrhundertwende den kommenden Krieg als ein Faszinosum erscheinen ließ; der Präventivkrieg konnte in diesem Fall mit technischen Notwendigkeiten gerechtfertigt werden. In zahlreichen Zukunftskriegsromanen, wie H.G. Wells "War in the Air", Erskine Childers "The Riddle of the Sands", oder Conan Doyles "Die Uboote der Kapitän Sirius" wurde das durchgespielt. Schon Friedrich der Große hatte den Zwang zum Praevenire mit der schnelleren Mobilmachung seiner Truppen zu begründen versucht, das wurde in den beiden Jahrzehnten vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum Standardargument des Großen Generalstabes für den Präventivkrieg schlechthin. Es lautete: Die nunmehr geplanten präzisen Eisenbahnaufmärsche würden eine so rasche Mobilisierung der deutschen Armeen ermöglichen, daß sie den kriegsentscheidenden Schlag gegen Frankreich führen konnten, bevor die als schwerfällig eingeschätzte Mobilisierung Rußlands abgeschlossen war. Der dadurch errungene Vorteil aber ließ sich nur nutzen, wenn man keine Hemmungen hatte, früher als vom Gegner erwartet loszuschlagen. Auf dieser Idee baute der

Schlieffenplan mit seinem Caninae - Gedanken auf. Er gehorchte einem technizistischen Präventivkriegsgedanken, das sich am Ende, also 1914, so weit verselbständigte, daß die Staatsführung mit Wilhelm II. und Bethmann Hollweg an der Spitze es nicht mehr wagte, dagegen zu opponieren. Der Überfall auf Belgien am 4. August 1914 wurde deswegen als Präventivkrieg ausgegeben; anders, so die deutsche Argumentation, hätte man sich der technischen Vorteile begeben, und die Franzosen wären den Deutschen in Belgien zuvorgekommen.

Der Erste Weltkrieg insgesamt freilich war kein Präventivkrieg, keine der beteiligten Parteien hat das später für sich in Anspruch genommen. Für alle war es nur um die Verteidigung gegangen, davon war eingangs schon die Rede. Aber es hatte vor 1914 gerade in Deutschland einen lebhaften Diskurs, auch in der Öffentlichkeit, darüber gegeben, ob das Deutsche Reich den, wie es der uralte Moltke formuliert hatte, "4. Einigungskrieg" nicht vorbeugend führen müsse. Der Machtanstieg des Deutschen Reiches, so die Argumentation, würde den Neid der Nachbarn wecken, sie gönnten den Deutschen den "Platz an der Sonne" nicht, deswegen, so der Reichskanzler Bülow in einer großen Reichstagsrede zum Ausgang des alten Jahrhunderts, müsse Deutschland wählen, ob es im 20. Jahrhundert "Amboß oder Hammer" sein wolle. Das Bild leuchtete unmittelbar ein: Das Schicksal des Amboß ließ sich nur beschwören, wenn das Volk bereit war, den Hammer zu schwingen - und zwar rechtzeitig, also vor 1917. So argumentierte der Generalstab, das behauptete der Schöpfer der Hochseeflotte, Alfred von Tirpitz, aber das verkündeten auch altgediente Generäle, vorweg Friedrich von Bernhardi, dessen Buch aus dem Jahr 1912 "Deutschland und der nächste Krieg" ein glühendes Plädoyer für einen Präventivkrieg enthielt. Das Reich, so Bernhardi, habe geradezu die "Pflicht zum Kriege"; wenn er nicht von selbst komme, müsse er provoziert werden. Anders - und damit wurde das Buch zu einem typischen Präventivkriegskonzept - sei der Untergang der Deutschen programmiert. Alles laufe auf die Dichotomie "Weltmacht oder Untergang" heraus. Das Buch wurde von der bürgerlichen Gesellschaft mehrheitlich mit Begeisterung aufgenommen und erlebte eine Auflage nach der anderen. Ein großer Erfolg und ein Unglück für Deutschland, urteilte fünfzig Jahre später der große Historiker Gerhard Ritter, womit er vollkommen recht hatte.

Erinnert man sich der Reihenfolge: Angriffskrieg - Präventivkrieg - Verteidigungskrieg, so ist einsichtig, daß in der Kriegsschulddiskussion nach 1918 die Vorstellung, der Erste Weltkrieg sei deutscherseits ein Präventivkrieg oder gar ein Angriffskrieg gewesen, verpönt war. Das Reich sei am Ausbruch dieses Krieges völlig unschuldig, das war die verbindliche

Sprachregelung der amtlichen deutschen Politik. Intern gab es heftige Auseinandersetzungen unter den Fachleuten, inwiefern dieser Krieg als Präventivkrieg gewertet werden könne - aber das durfte nicht nach außen dringen. Tatsächlich spricht vieles dafür, daß die Verantwortlichen von 1914 es genau so gesehen hatten; der sprichwörtliche "Sprung ins Dunkle" Bethmann Hollwegs weist in diese Richtung. Allgemein verbreitet war das Gefühl einer Ausweglosigkeit. Mit der Politik, so schien es, war man ans Ende seines Lateins gekommen; der Einkreisungsring der Gegner hatte sich verfestigt, es bestanden keinerlei Aussichten mehr, ihn zugunsten des Reiches mit friedlichen Mitteln aufzubrechen. Wie Preußen am Vorabend des Siebenjährigen Krieges, stand das Reich auch jetzt vor der Alternative des Alles oder Nichts. Wenn es nicht zuschlug, war der Untergang gewiß, schlug es präventiv zu, wahrte es seine historische Chance. Die Überzeugung, daß der Krieg ein gewagtes Spiel sei, war weit verbreitet, auch hier konnte man sich auf den großen König berufen, denn der hatte sich selbst als Spieler gesehen und den Krieg als ein großes Spiel. Nicht zuletzt die Erforschung der friderizianischen Kriege durch den Großen Generalstab unter Moltke, Waldersee und Schlieffen trug 1914 und dann nach 1918 zur Rechtfertigung des Krieges bei, und da Friedrich unbestritten als der Große galt, konnten auch Moltke dJ. und Wilhelm II. sich in den Fußstapfen ihres großen Vorbildes moralisch sicher fühlen. Tatsächlich gab es sowohl während wie nach dem Krieg keinerlei Unrechtsbewußtsein, sogar in der belgischen Sache nicht. Selbst wenn in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren der eine oder andere Historiker vorsichtig anmerkte, ein Moment des Prävenire sei in der deutschen Politik 1914 doch zu erkennen, änderte sich am guten Gewissen nichts, denn das wäre ein friderizianisches Prävenire gewesen, und das hatte die historische Wissenschaft längst als gerechtfertigt und notwendig akzeptiert.

Obwohl der Krieg, den er entfesseln sollte, ein lupenreiner Angriffskrieg war, gab sich auch Hitler Mühe, ihn als gerechtfertigten Präventivkrieg darzustellen, davon war schon die Rede. Wie 1914, so seine Propaganda, hätte auch jetzt eine Welt von Feinden den Deutschen den politischen Garaus machen wollen, vorweg Polen und England. Der Polenfeldzug wurde als gerechtfertigtes Prävenire ausgegeben; anders, so Goebbels, hätte man eines schönen Tages die Polen durchs Brandenburger Tor marschieren sehen. Die plumpe polnische Propaganda der Vorkriegszeit war für den Reichspropagandaminister ein gefundenes Fressen, das mit dem Brandenburger Tor hatte er gar nicht erfinden müssen. Aber während in Warschau niemand, der Verantwortung trug, solches Schwadronnieren ernstnahm, gab Goebbels es als die eigentliche polnische Staatsrason aus.

War der Zweite Weltkrieg somit alles andere als ein Präventivkrieg, so gibt es doch zwei Episoden innerhalb dieses Krieges, die möglicherweise dem Prävenire im Sinne Friedrichs des Großen entsprechen könnten. Zum einen ging es um den deutschen Überfall auf Dänemark und Norwegen unter der Deckbezeichnung "Weserübung", zum anderen um den Überfall auf die Sowjetunion unter dem Decknamen "Barbarossa". Beide Fälle sollen in aller Kürze betrachtet und bewertet werden.

Um 48 Stunden, so der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Erich Raeder später, sei man den Engländern mit der Besetzung Dänemarks und Norwegens zugekommen. Auch Churchill suggerierte in seiner Darstellung des Zweiten Weltkrieges, es habe sich um eine Art "Wettlauf" der beiden Marinen nach Norwegen gehandelt. Raeder hatte in der Tat nach dem Ausbruch des russisch - finnischen Winterkrieges Hitler auf die Gefahr hingewiesen, die für das Reich entstehen könnte, sollte England unter dem Vorwand, Finnland zu Hilfe zu eilen, Nordnorwegen besetzen. Damit wäre nicht nur die Erzzufuhr von Skandinavien, sondern der gesamte deutsche Seekrieg schwerstens gefährdet worden. Dem vorzubeugen sei zwingend, und Hitler stimmte zu. Seitdem plante die deutsche Seekriegsleitung einen präventiven Angriff auf Dänemark und Norwegen.

Noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg wurde deswegen das Unternehmen "Weserübung" auch von Historikern als Paradebeispiel eines Präventivkrieges angesehen. Isoliert man das Unternehmen von seinem historischen Umfeld, konnte dieser Präventivkrieg durchaus als gerechtfertigt erscheinen, und Raeder hielt sich noch in seinen Memoiren zugute, daß die Marine "mit reinem Schild und unbefleckter Flagge" aus dem Krieg herausgekommen sei.

Inzwischen wissen wir, daß das nicht stimmt. Nach dem Abschluß des Moskauer Vertrages zwischen der Sowjetunion und Finnland nämlich entfiel das bisher für die Forderung nach dem Prävenire verwandte Argument, man müsse England zuvor kommen. Es gab in Berlin keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß England trotzdem eine Besetzung Norwegens plante. In den Akten fehlt jeglicher Hinweis darauf. Dennoch forderte Raeder die Durchführung von "Weserübung" - nun aber nicht als Präventivschlag, sondern als Angriffskrieg zwecks Verbesserung der eigenen Ausgangslage. Dem stimmte Hitler zu. Als die Aktion am 9. April 1940 begann, wußten die Deutschen nicht, daß auch Churchill entschieden hatte, Narvik zu besetzen. Natürlich sah in der Weltöffentlichkeit alles nach dem Versuch eines zweifachen Prävenire aus, und die Beteiligten hatten auch nach 1945 aus durchsichtigen Gründen gar kein

Interesse daran, das als falsch zu entlarven. Man sieht an diesem Beispiel, wie schwierig es ist, einen echten Präventivkrieg von einem bloß inszenierten zu unterscheiden.

Ist sich die Wissenschaft bei der Beurteilung des Unternehmens "Weserübung" inzwischen auch einig, geht die Diskussion um den zweiten Fall munter weiter und scheint noch nicht abgeschlossen. Ausgelöst wurde sie durch das reißerische Buch von Viktor Suworow unter dem Titel "Der Eisbrecher. Hitler in Stalins Kalkül", in dem dieser russische Autor behauptete, Stalin habe 1941 einen Angriffskrieg gegen Deutschland nicht nur geplant, sondern konkret vorbereitet. Die deutsche Wehrmacht sei dem nur um wenige Monate zuvorgekommen. Daraus schlossen die revisionistischen Historiker, es habe sich beim Unternehmen "Barbarossa" um einen Präventivkrieg gehandelt, mehr noch: angesichts der bolschewistischen Bedrohung ganz Europas sei dieser Krieg gerechtfertigt gewesen, das Propagandawort vom "Kreuzzug Europas gegen den Bolschewismus" sei eben mehr als Propaganda gewesen. Eine ganze Reihe durchaus seriöser Historiker schloß sich dieser These an, vorweg ein Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Freiburg namens Joachim Hoffmann. Dieser war im Rahmen der amtlichen Darstellung des Zweiten Weltkrieges zu einem guten Kenner der Geschichte des deutsch - sowjetischen Krieges geworden, es mangelte ihm also keineswegs an Sachwissen.

Hoffmanns Buch, in dem er die These vom deutschen Präventivkrieg zu beweisen suchte, wurde zu einem sensationellen Erfolg, schien es doch geeignet, die gesamte Geschichte des Zweiten Weltkrieges und des "Dritten Reiches" in einem neuen, natürlich besseren Licht zu sehen. Das MGFA distanzierte sich vehement von seinem Mitarbeiter, aber dieser hielt bis zu seinem Tod an der Behauptung fest, Stalin habe vielleicht nicht für 1941, wohl aber für 1942 einen Angriffskrieg gegen Deutschland geplant und konkret vorbereitet. Der grenznahe Aufmarsch der Roten Armee, der die Wehrmacht im Juni 1941 in der Tat überrascht hatte und der zu den gigantischen Gefangenenzahlen in den Grenzschlachten führte, schien ein unwiderleglicher Beweis, desgleichen eine Rede Stalins vor Generalstabsschülern, in der er kaum verhüllt auf diesen kommenden Angriff hingewiesen hatte.

Hier ist nicht der Ort, um allen Argumenten, die für die Hoffmann - These sprachen oder sie zu widerlegen suchten, nachzugehen. Tatsächlich gibt es einige Indizien, die seine These immer noch stützen, vor allem aber erscheint eine Politik Stalins, die darauf abzielte, im Zweiten Weltkrieg den lachenden Dritten zu spielen, durchaus plausibel, wie man es am weiteren Verlauf des Zweiten Weltkrieges sehen kann. Durchschlagender war der Hinweis

auf die Stalinsche Politik nach 1945, denn in der Formationsphase des kalten Krieges ging der Westen fast wie selbstverständlich davon aus, daß Stalin seinen Herrschaftsbereich auf ganz Europa auszudehnen trachtete; die aggressive Politik, der die späteren Satellitenstaaten bis 1948 zum Opfer fielen, ließ die Befürchtung, der Diktator werde bei passender Gelegenheit seinen Vormarsch bis zum Atlantik fortsetzen, als durchaus realistisch erscheinen. Wenn Stalin also schon für 1941 oder 1942 diesen Machtausgriff plante, paßte das zu seiner Politik und, notabene, kommunistischen Ideologie.

Dennoch ist die These vom deutschen Präventivkrieg gegen die Sowjetunion falsch, und sie läßt sich auch ganz leicht falsifizieren, indem man nämlich nach dem Wissenstand Hitlers und der Wehrmacht in der Planungsphase des Barbarossafeldzuges fragt, also in der Zeit von Juli 1940 bis Juni 1941. Bereits in der ersten Aufmarschskizze des Generalstabes findet sich der von dem Generalmajor Marcks formulierte Satz: Die Russen werden uns den Lebensdienst eines Angriffes nicht erweisen. Bei der weiteren Ausarbeitung der Barbarossa - Pläne wurde in den Augen der Generalstäbler deutlich, daß Stalin überhaupt nicht in der Lage war, ernsthaft Krieg zu führen; die blamable Vorstellung der Roten Armee während des finnischen Winterkrieges schien dies zu unterstreichen. Das war um so weniger verwunderlich, als Stalin 1937 nahezu die gesamte militärische Führungselite liquidiert hatte. Das heißt: Den kriegserfahrenen Generalstäben der Deutschen standen blutige Laien und Dilettanten gegenüber, und deswegen schien es völlig realistisch anzunehmen, daß man Rußland innerhalb von sechs Wochen besiegen werde. Zwei Wochen nach Angriffsbeginn, am 3. Juli 1941, notierte der Chef des Heeresgeneralstabs Franz Halder in sein Kriegstagebuch, es sei nicht zuviel behauptet wenn man sage, Rußland sei innerhalb von zwei Wochen besiegt worden.

Gab es also innerhalb der militärischen Hierarchie auch nicht den Schimmer eines Verdachtes, Stalin könne einen Krieg gegen Deutschland im Schilde führen, so war dies auf dem politischen Feld noch viel weniger der Fall. Sowohl der deutsche Botschafter in Moskau, Graf Schulenburg, als auch der deutsche Militärattaché, General Köstritz, meldeten irgend etwas von präventiven Absichten und Anzeichen, sondern betonten, wie verzweifelt Stalin auf die deutschen Hilfslieferungen angewiesen sei. Deswegen auch bemühe er sich, den deutschen Wünschen nach Rohstoffen und Öl so gut wie nur möglich zu entsprechen. Tatsächlich rollten die letzten Güter - und Kesselwagen beladen mit Rohstoffen und Öl noch am 21. Juni 1941 über die deutsche Grenze.



Aber wie stand es mit Hitler persönlich? War der vielleicht vom notwendigen Prävenire überzeugt?

Die Antwort fällt eindeutig aus: Nein. Ganz im Gegenteil. Mit keinem Wort erwähnte er ein "praevenire quam praeveniri" in seiner Reichstagsrede, auch nicht in seiner Rundfunkrede, und gar nichts davon findet sich in den Aufzeichnungen über seine Gespräche, kurzum: Hitler hat nicht im Traum an einen Präventivkrieg gedacht. Später erst, als der ganze Umfang der russischen Mobilmachung und des grenznahen Aufmarschs der Roten Armee bekannt waren, begann die Propaganda nach und nach von einem notwendigen Prävenire zu sprechen - eine typische post - festum - Konstruktion, wie sie uns gegenwärtig aus der amerikanischen Deutung des Irakkrieges geläufig ist, nachdem man dort keine Massenvernichtungswaffen hat finden können.

Kommen wir zum Schluß. Die Idee des Präventivkrieges geht auf ein simples anthropologisches Muster zurück, das man banal und salopp mit "Vorbeugen ist besser als Heilen" umschreiben könnte. Auch das Bild von der "Flucht nach vorne" trifft den Sachverhalt. Was aber in der bürgerlichen Gesellschaft, vermutlich aber schon in der Hordengesellschaft der Steinzeit als Lebens - und Überlebensstrategie angemessen gewesen sein mag, entpuppt sich auf das hochabstrakte Konstrukt von Staaten und Staatenkriegen bezogen als höchst problematisch. Sieht man genauer zu, fällt es durchaus schwer, wirklich einen gerechtfertigten Präventivkrieg in der Geschichte aufzuspüren. Das altrömische "si vis pacem para bellum" mag nach wie vor Gültigkeit beanspruchen, die Abwandlung dieser Sentenz durch die Friedensbewegung der achtziger Jahre will aber genau so legitim erscheinen: "Si vis pacem para pacem". Das gilt mehr als je zuvor in einem Zeitalter, in dem gleichsam klassische Staatenkriege immer seltener werden, das Prinzip der asymmetrischen Kriegführung aber alle alten Regeln und Erfahrungen sprengt. Niemand wird etwas gegen die vorbeugende Bekämpfung des Terrorismus einzuwenden haben, aber das hat nichts mit der Idee des Präventivkrieges zu tun, sondern paßt viel eher in die Kategorie vorbeugender polizeilicher Maßnahmen - die es beispielsweise bei jeder Demonstration gibt. Wir sollten also den Begriff Präventivkrieg historisieren und hübsch in der Vergangenheit lassen. Die Gegenwart stellt andere Herausforderungen, denen wir mit anderen Mitteln begegnen müssen. Sie zu entwickeln und zu erproben, wird es des Schweißes vieler Edler noch lange bedürfen.